

Gerd-Klaus Kaltenbrunner

Ramon Llull

Enzyklopädist, Dichter und Pionier christlich-islamischer Begegnung

Geboren um 1232 auf Mallorca, der größten Insel der Balearen, gehört Ramon Llull – latinisiert Raimundus Lullus genannt – zu den universalsten Gestalten nicht nur der spanisch-katalanischen, sondern der abendländischen Geistesgeschichte des Mittelalters. Als er zur Welt kam, war die Insel erst vor einigen Jahren (1229) den islamischen Mauren entrissen worden. Über vier Jahrhunderte lang hatte das der Religion Mohammeds anhangende arabisch-berberische Mischvolk der Mauren mit seinen Kalifen, Emiren und Wesiren nicht nur über Mallorca geherrscht, sondern auch über große Teile Spaniens. Die Stadt Córdoba, bereits 711 von den Arabern erobert, galt im zehnten Jahrhundert als kulturelles Zentrum des Islams in Europa, sozusagen als das Mekka des Westens. Die berühmte Alhambra, gelegen auf einem Bergrücken oberhalb der spanischen Stadt Granada, ist ein Befestigungswerk der maurischen Nasridenherrscher, das erst 1492 – mehr als hundertfünfzig Jahre nach Ramon Lulls Tod, im selben Jahr, in dem Columbus seine erste Fahrt unternahm und Kuba entdeckte – von den Truppen des Herrscherpaares Ferdinand II. von Aragón und Isabella I. von Kastilien erobert wurde. Ebenso war Toledo jahrhundertlang eine blühende maurische Stadt gewesen: Sitz eines Emirs unter der Oberherrschaft des Kalifen von Córdoba, seit 1036 sogar Metropole eines islamischen Königreichs. Zahlreiche Kirchen und Klöster der Stadt sind umgebaut und getaufte Moscheen oder Synagogen.

Vor diesem islamisch-maurischen Hintergrund wuchs Ramon Llull auf. Er war für ihn noch nicht durch die erst später einsetzende „Reconquista“ zu einer historischen Reminiszenz geworden; mit jedem Schritt und Tritt stieß er auf ihn. Als Knabe kam er an den Hof König Jakobs I. von Aragón, der neben Mallorca und Ibiza das maurische Königreich Valencia zurückerobert hatte und deshalb von den Spaniern seit alters „Jaime el Conquistador“ genannt wird. Ramon stieg vom Pagen zum Ritter auf, wurde Spielgefährte und schließlich Erzieher des jüngeren Erbprinzen und späteren Königs von Mallorca. Die Legende weiß von manchen wilden Liebesabenteuern des heißblütigen Katalanen zu berichten. Wenngleich manche Details erfunden sein mögen, so verraten sie doch, daß Ramon Llull zweifellos ein lebensfroher, weltoffener und genußfreudiger Sinnenmensch war, ein *Homme du monde*, aber auch ein *Homme à femmes*, wie es im Französischen heißt. Seine Verheiratung im September 1256 scheint für ihn keine besondere

Lebenswende bedeutet zu haben. Obwohl der Ehe mit einer vornehmen Frau zwei Kinder entsprangen, blieb er weiterhin ein Frauenheld, Herzensbrecher und Minnesänger dazu.

Wie es sich für einen echten Troubadour gehörte, verliebte er sich wieder einmal in eine wunderschöne Dame, die verheiratet war. Anders als später Dante und Petrarca, begnügte sich der Feuerkopf nicht damit, seine irdisch unerfüllbare Liebe in wohlklingende Gedichte zu sublimieren. Vielmehr verfolgte er sie auf Schritt und Tritt. Als er sogar hoch zu Roß durch das geöffnete Kirchenportal galoppierte, um die Angebetete bei der heiligen Messe hinterrücks zu überraschen, entschloß sich die bedrängte Frau, um Ramon Llull von weiteren Ärgernis erregenden Attacken abzuhalten, zu einem äußersten Schritt. Sie bestellte den ungestümen Verehrer zu einem heimlichen Stelldichein. Als der heißblütige ungeduldige Troubadour zum Rendezvous gekommen war, entblößte sie vor ihm ihre Brüste. Sie waren von unheilbarem Aussatz zerfressen. Dieser Schock, so erzählt die Legende, wurde dem zudringlichen Liebhaber zum Augenblick der Vanitas. Schlagartig habe er, bis ins Herz erschüttert, die Nichtigkeit, Vergänglichkeit und Gefährdung alles irdisch Schönen gewahrt. Seine Metanoia war damit vorbereitet, eine vollständige und gründliche Umkehr und Änderung seines bisherigen Lebenswandels.

Ramons Erlebnis erinnert an die bekannte Geschichte von Buddhas entscheidender Wende. Eines Tages unternahm der verwöhnte Prinz Siddharta Gotama Shakyamuni (aus dem Geschlecht der Shakya), wie Buddha sozusagen mit bürgerlichem Namen hieß, eine Ausfahrt. Da begegnete er zuerst einem Lepra-kranken, dann einem Greis und schließlich einer Leiche. Als der ahnungslose Fürstensohn seine Begleiter fragte, ob es sich bei Krankheit, Alter und Tod bloß um vereinzelte Unglücksfälle handle, erfuhr er, daß grundsätzlich niemand diesen Erscheinungsformen menschlicher Leidunterworfenheit und Vergänglichkeit zu entrinnen vermöge. Prinz Siddharta kehrte daraufhin, wie es heißt, „beunruhigten Herzens“ in den elterlichen Palast zurück. Als er bei seiner nächsten Ausfahrt einem Bettelmönch begegnete, der trotz seiner Armut heiteren Sinnes gelassen des Weges ging, erfuhr Buddha von seinem Wagenlenker, daß dieser Asket die Sinnenlüste durch Selbstzucht überwunden und, frei von Leidenschaft, Gier und Haß, in heimatloser Unbedürftigkeit die Ruhe des Inneren gefunden habe.

Streiter für den Glauben

Dem Hofmann und Minnesänger mit dem heißen Herzen Ramon Llull begegnete, nachdem durch den Anblick der aussätzigen Dame sein bisheriger Leichtsinn erschüttert worden war, der Schmerz und die Agonie des Lebens in der Vision des gekreuzigten Jesus Christus. Er will, wie gewohnt, weltliche Gedichte schreiben,

als ihm der Kruzifixus erscheint. Angsterfüllt begibt er sich zu Bett, um dort Ruhe zu finden. Doch die karfreitägliche Erscheinung stellt sich jedesmal ein, wenn er versucht, in der bisherigen Weise Verse zu verfassen. Nach dem fünften Mal kapituliert er vor dem gemarterten Herrn des Evangeliums. Er weiß, daß ihm aufgetragen ist, sein Leben radikal zu ändern. Aber es steckt viel zuviel Rittergeist, Minnesängertum und Weltläufigkeit in ihm, um sich als Eremit in eine abgelegene Klausur zurückziehen zu können. Nicht in mönchischer Abgeschiedenheit will er die Nachfolge Christi antreten, sondern als kosmopolitischer Sendbote den Moslems, Juden und „Heiden“ die Botschaft von Kreuz, Tod und Erlösung bringen. Ramon fühlt sich nicht zum Einsiedler und Klosterbruder berufen, sondern zum Schildknappen, Dienstmann und Vasallen in der Militia Christi, zum lehenspflichtigen Kämpfer im königlichen Heerbann des Heilands. Doch er will, anders als die Kreuzfahrer und Ordensritter, nicht mit Feuer, Schleuder und Schwert, sondern ausschließlich mit geistigen Waffen für den wahren Glauben streiten. So versteht er jedenfalls den Auftrag, der ihm erteilt wird, als er ritterlich beherzt den visionär geschauten Gekreuzigten befragt, was er, der unwürdige Gefolgsmann, denn eigentlich greifbar für Gott tun könne.

Drei Dinge soll Ramon tun. Erstens und vor allem heißt ihn Christus, nicht mehr tändelnde Liebeslyrik zu schreiben, sondern ein Buch: einen umfangreichen Folianten, in dem alle Irrtümer und Ketzereien widerlegt werden. Mit dieser Aufgabe ist, zweitens, unabdingbar die Notwendigkeit verbunden, die Sprache und Schrift der Ungläubigen zu erlernen, das heißt insbesondere: Ramon Llull muß, bevor er es wagen darf, die Wahrheit des christlichen Glaubens zu erweisen, zuerst einmal Arabisch lernen, um den Koran, das Heilige Buch der Moslems, und die bedeutendsten islamischen Philosophen im Originaltext lesen zu können.

Das Arabische spielt im Islam eine grundlegendere Rolle als das Lateinische in der römisch-katholischen oder das Griechische oder Glagolitische in der ostkirchlichen Liturgie. Seine Bedeutung gleicht weit mehr der des Sanskrit im Hinduismus oder des Hebräischen im orthodoxen Judentum. Allah spricht nach unerforschlichem Ratschluß arabisch, und zwar das schönste, von keinem Dichter überbietbare Arabisch. Der Koran, für den gläubigen Moslem das unmittelbare Wort Gottes, ist vom ersten bis zum letzten Wort in arabischer Sprache verwahrt. Jeder Satz, bis zur geringfügigsten Einzelheit, wird bis auf den heutigen Tag mit heiliger Pedanterie getreulich in der Form überliefert, in der sie ursprünglich empfangen wurde.

Wer Allah authentisch vernehmen will, muß den Koran im Urtext lesen. Koran heißt wörtlich: Lesung. Seine Lektüre bildet, in weit höherem Maß als für einen Christen das Lesen der Bibel, eine heilige Handlung. Koran-Lektüre ist Gottesdienst. So wie in christlicher Schau Jesus Christus, der Mensch gewordene Gott, die Inkarnation des göttlichen „Wortes“ ist, so gilt im Islam der Koran (den der Prophet Mohammed nicht geschaffen, sondern vom Himmel empfangen und dann an die Menschen weitergegeben hat) als das Buch gewordene ewige und unerschaf-

fene Wort Gottes. Der Menschwerdung Gottes in Jesus entspricht die Buchwerdung Gottes im Koran, der christlichen Inkarnation die islamische Bibliomorphose. Allahs Geist kondensiert sich gleichsam in den Perlenschnüren der Suren des Korans. Wer ihn im arabischen Original liest, der vernimmt Gott ohne jede Zwischenwand. Deshalb darf nicht nur in Arabien selbst, sondern auch in Marokko, Tunesien und Ägypten, in der Türkei, im Irak und im Libanon, in Iran, Afghanistan und Pakistan, in Bangladesch, Malaysia und Indonesien und wo immer rechtgläubige Moslems sich zusammenfinden, bei sämtlichen gottesdienstlichen Verrichtungen nur das ursprüngliche Arabisch des Korans gebraucht werden. Übersetzungen ermangeln der liturgischen Würde.

Wer die Mohammedaner und Heiden – die „mahumetistae et pagani“, wie sie Ramon Llulls Zeitgenosse Thomas von Aquin nennt – belehren und deren Irrtümer korrigieren will, der muß sich zuerst einmal mit ihrer eigenen Religion vertraut gemacht haben. Wer den Moslems die Botschaft des Christentums vermitteln soll, der kann nicht umhin, vorher den als göttliche Kunde geltenden Koran zu lesen. Dort aber finden sich viele Worte, die keinen Christen verletzen können; Worte auch, an die er anknüpfen kann, wenn er in missionarischer Absicht zu den Jüngern des Propheten aus Mekka predigen will: „Wohin auch immer ihr euch wendet, dort ist Gottes Angesicht.“ „Wahrlich, wir sind Gottes, und zu Ihm kehren wir zurück.“ „Vor Gott gibt es keine Zuflucht, es sei denn bei Ihm.“ „Gekommen ist die Wahrheit und vergangen die Lüge. Siehe, die Lüge ist stets vergänglich.“

Studium des Korans

Ramon Llull unterzog sich dieser zweiten Aufgabe. Er erlernte das Arabische und las den Koran. Welches Erstaunen mußte ihn überkommen, als er bemerkte, daß dieses „heidnische“ Buch mehr Aussagen über die heilige Maria enthält als das Neue Testament. Wie nachdenklich mußte es ihn stimmen, als er auf Stellen stieß, wo Jesus zwar nicht als Sohn Gottes, aber doch ehrfürchtig als einer der größten Propheten, ja sogar als „Siegel der Heiligkeit“ gepriesen wird. Seine jungfräuliche Geburt aus Maria wird darin ebenso bezeugt wie seine Auferstehung von den Toten. Das Evangelium wird vom Koran nicht verworfen, sondern als „Leitung und Licht“ der Christen anerkannt, so wie er alle Patriarchen und Propheten von Abraham über Mose bis und einschließlich Jesus als von Gott gesandte Männer fromm erwähnt. Manche Stellen mögen Ramon Llull vielleicht monoton vorgekommen sein. Bei andern erregte er sich, weil sie ihm zu beweisen schienen, wie falsch Mohammed die Lehre des Christentums verstanden hatte und in wie hohem Maß deshalb etwa das Dogma von der Dreifaltigkeit Gottes den Moslems befremdlich sein mußte.

Doch Ramon war auch ein Dichter, ein Ästhet und noch dazu ein Troubadour.

Er war Lyriker, bevor er zur Theologie gelangte; und er blieb Poet, auch nachdem er sich zum Apostel Christi bei den Mauren, Arabern und Sarazenen gemausert hatte. Wie konnte er dafür taub sein, daß der Koran symphonische Stücke umfaßt, die wie die Musik eines Märchens aus Tausendundeiner Nacht erklingen und allein schon durch den Wohlklang ihrer – arabischen! – Töne zu Tränen rühren und in Verzückerung versetzen können, etwa ein bestimmter Abschnitt der Sure von den Verbündeten oder die psalmgleiche Sure vom hellen Tag. Wie mußte er, der zum Missionar erweckte Ritter, Höfling und Minnesänger, bei den Worten aufmerken, die sich in der Sure vom Tisch finden und eine ganz andere Sprache sprechen als die der mit Feuer und Schwert einander befehdenden Glaubenskämpfer: „Du wirst finden, daß diejenigen, welche sagen: ‚Wir sind Christen‘, den Gläubigen gegenüber am freundlichsten gesinnt sind. Das kommt daher, weil unter ihnen Priester und Mönche sind, und weil sie keinen Hochmut kennen.“

Das ist nicht irgendeiner der überlieferten Aussprüche Mohammeds, die eine Hauptquelle moslemischer Unterweisung bilden. Gott selbst, Allah, spricht diese Worte zum Propheten. Es ist göttliche Offenbarung, was die koranische Sure vom Tisch besagt: „Du wirst finden, daß diejenigen, die sich Christen nennen, den Gläubigen – das heißt: den Moslems – gegenüber am freundlichsten gesinnt sind.“ Betroffen, bestürzt und beschämt muß Ramon im Zeitalter der Kreuzzüge diese Stelle im Heiligen Buch des Islams gelesen haben. Gott selbst verheißt seinem Propheten und den Jüngern des Propheten, daß die Christen – diese „Leute des Buches“ –, sich wohlwollend, freundlich und frei von Anmaßungen zu den Moslems verhalten würden.

Mußte nicht Ramon glauben, daß Jesus ihm eigens anbefohlen hatte, die arabische Sprache zu erlernen, um vor allem diese Aussage des Korans zu entdecken, die von einem herzergreifenden Vertrauen in christliche Duldsamkeit, Menschenfreundlichkeit und Vornehmheit überfließt? Es war dies, wohlgemerkt, die zweite Aufgabe, die ihm gestellt wurde.

Die dritte ergibt sich wie von selbst aus der zweiten: Ramon Llull soll nicht nur selber Arabisch lernen, sondern auch dafür Sorge tragen, daß möglichst viele Christen, seien es Priester, Mönche oder Laien, die morgenländische Kultur studieren. Aus ihrem Kreise sollen dereinst hochgebildete Fromme in den Orient entsandt werden, die durch Gespräch, Belehrung und Argumentation die christliche Religion zu verbreiten berufen sind.

Soweit die Legende. Aber diese Legende spricht eine deutlichere Sprache als aktenkundige Tatsachenberichte. Das ganze Leben Ramon Lulls ist eine einzige Beglaubigung des legendären Drei-Punkte-Befehls, der, kurz zusammengefaßt, ihm auftrag, sich vorbehaltlos in den Dienst Christi zu stellen und sein Wort (Markus 16,15) zu erfüllen: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen.“

Doctor illuminatus

Ramon ließ sich nicht nur von einem maurischen Sklaven das Arabische beibringen, sondern studierte alle Wissenschaften und Künste, die im Mittelalter zum Grundbestand höherer Bildung gehörten: Grammatik, Rhetorik und Dialektik – das sogenannte Trivium –, dann Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik – das Quadrivium. Hinzu kamen noch christliche Theologie, antike und arabische Philosophie sowie Medizin. Man nannte ihn deshalb schon bald den Doctor illuminatus, den erleuchteten Doktor. Er gründete 1276 in Miramar auf Mallorca eine Art von Missionsakademie, die das Vorbild für weitere ähnliche Anstalten im ganzen Abendland werden sollte. Der Minnesänger der aussätzigen Schönen wurde zum Troubadour Christi. Hatte er früher den Damen nachgestellt, so zog er nun als Gottes Vagant durch die Welt, um für das Evangelium zu werben.

Er suchte nicht nur die Moslems und Juden seiner Heimatinsel für den christlichen Glauben zu gewinnen, sondern reiste als Spielmann des himmlischen Vaters auch nach Tunesien und Algerien (1281–1282, 1292, 1307, 1314–1316), nach Neapel (1293–1294), Zypern (1301–1302) und Sizilien (1301–1302), höchstwahrscheinlich sogar nach Palästina und Armenien, um überall missionarisch zu wirken: gewaltlos, aber wortgewandt, sprachmächtig und in heiterer Weise seines Gottes gewiß. Er lehrte und disputierte an den Universitäten Montpellier, Paris und Neapel. Er besuchte mindestens vier Päpste, außerdem die Könige der Häuser Anjou, Aragón und Lusignan (die letzteren herrschten damals über Zypern), Patrizier verschiedener italienischer Städte und mehrere Versammlungen der Ordensoberen der Dominikaner und Franziskaner. Allenthalben ging es ihm dabei um die Propaganda fidei, die Ausbreitung des Glaubens, um eine Übertragung des Kreuzzugsideals aus dem militärischen Bereich in den eines friedlichen Wettbewerbs der Gedanken, Beweise und Überzeugungen.

Darüber hinaus vergaß er jedoch keineswegs den ersten Punkt des an ihn ergangenen Befehls: ein Buch zur Widerlegung der Irrtümer der Ungläubigen zu schreiben, wenn möglich „das beste Buch der Welt“. Er schrieb über dreihundert Bücher, von denen mehr als zweihundertfünfzig bekannt sind, die siebenundzwanzigtausend Manuskriptseiten umfassen. Er schrieb sie in lateinischer, arabischer und katalanischer Sprache. Als Lateiner gehört er zur kirchlich gebundenen Scholastik, als Arabist zu den Begründern der Orientalistik, als katalanischer Dichter zu den Vätern der eigentümlichen Spielart iberoromanischer Literatur Kataloniens. Doch im Grund bilden, wie Erika Lorenz zu Recht feststellt, alle Bücher Ramons nur ein einziges Buch, das bis heute nicht einmal in seiner Muttersprache vollständig gedruckt vorliegt.

Tausende von Seiten, die er geschrieben hat, harren nach wie vor der Veröffentlichung. Die zwischen 1721 und 1742 in Mainz erschienenen „Opera Omnia“, herausgegeben von Ivo Salzinger, bieten nicht einmal die lateinischen Werke

vollständig; der siebente und achte Band dieser Ausgabe sind nie erschienen. Aber auch dieser editorische Torso, der 1964 im Frankfurter Minerva-Verlag als Reprint neu herausgekommen ist, umfaßt immerhin über fünftausend Seiten. Einundzwanzig Bände liegen in der katalanischen Ausgabe „Obres de Ramon Llull“ (Palma de Mallorca 1905–1938) vor. Doch sie ist ebensowenig komplett wie die lateinische Edition. Weitgehend unerschlossen sind noch seine kontemplativen Schriften, die ihn, wie Eingeweihte versichern, als einen dem heiligen Bonaventura ebenbürtigen Fürsten mystischer Theologie erweisen.

Aber auch das, was von ihm gedruckt vorliegt, ist erstaunlich genug. Es genügt, uns eindringlich von einem Mann Zeugnis abzulegen, der Logiker, Philosoph, Theologe, Sprachforscher, Enzyklopädist, Lyriker, Erzähler, Mystiker und, im Zusammenhang mit seinen missionarischen Bemühungen, der erste große europäische Orientalist war. Er kannte nicht nur den Koran, sondern auch die islamische Mystik in Gestalt des Sufismus und die arabischen Philosophen Algazali, Alkindi, Averroes und Avicenna (Ibn Sina). Als guter Katholik lehnte Ramon, übereinstimmend mit der gesamten klassischen Theologie, einen reinen „Fideismus“ ab. Mit einem für uns Heutige kaum mehr recht nachvollziehbaren Optimismus meinte er, daß die Menschen bereits im Diesseits weit mehr von Gott wissen können, als moderne Theologen wie Antitheologen für möglich halten.

Das großartige Pathos, mit dem Hegel seine Berliner Vorlesungen eröffnete, klingt wie ein Widerhall des ein halbes Jahrtausend zuvor verstorbenen Mallorquiners: „Der Mut der Wahrheit, Glauben an die Macht des Geistes, ist die erste Bedingung des philosophischen Studiums; der Mensch soll sich selbst ehren und sich des Höchsten würdig achten. Von der Größe und Macht des Geistes kann er nicht groß genug denken. Das verschlossene Wesen des Universums hat keine Kraft in sich, welche dem Mut des Erkennens Widerstand leisten könnte: es muß sich vor ihm auftun und seinen Reichtum und seine Tiefen ihm vor Augen legen und zum Genusse bringen.“

Hegel nennt in seinen philosophiegeschichtlichen Vorlesungen Raimundus Lullus „exzentrisch“: „eine von den gärenden Naturen, die sich in allem herumwerfen“, begabt mit „großem Enthusiasmus für die Wissenschaften überhaupt“, aber auch einer „feurigen unruhigen Einbildungskraft“. Hegel zielt damit auf die sogenannte Lullische Kunst, seine *Ars magna*, die von dem leidenschaftlichen Eifer beflügelt wird, daß der Glaube, um vom Menschen angenommen werden zu können, dem Intellekt nahegebracht werden müsse, also nicht als völlig irrational aufgefaßt werden dürfe. Ramon entwickelte mit ingenieurem Scharfsinn eine teils zurück auf Proklos und die kabbalistisch-hermeneutische Philosophie verweisende, teils Leibniz und die moderne Logik vorwegnehmende Kunstlehre zur Auffindung wahrer Aussagen durch kombinatorische Verknüpfung verschiedener Grundprädikatore, die einem bestimmten Seienden – etwa Gott oder der Seele – zugesprochen werden. Zu diesem Behufe verwendete Llull geometrische und

andere Symbole. Er ist damit der Erfinder des Diagramms als Hilfsmittel philosophischer Argumentation. Mit diesem Verfahren hat der Katalane nachweisbar Giordano Bruno, Nikolaus von Kues und Leibniz beeinflusst. Er hat in einer allen Skeptizismus kühn beiseite fegenden Weise Metaphysik als strenge Wissenschaft zu betreiben versucht.

Doch die Grundlage dieses großartigen Experiments einsichtiger Gläubigkeit und glaubensbereiter Einsicht ist eine mystische Intuition. Wer den Logiker, Enzyklopädisten und Polyhistor Ramon Llull verstehen, wer den innersten Antrieb seines universalen Strebens nach dem Mundus intelligibilis kennenlernen will, der muß sich in den Ekstatiker, Visionär und Sänger der Gottesliebe vertiefen: in den Verfasser des „Großen Kontemplationsbuchs“, das, wie die „Göttliche Komödie“ seines italienischen Zeitgenossen Dante, Erde, Hölle und Himmel umfaßt; in den mystischen Bildungsroman „Felix“; in die Autobiographie des Doctor illuminatus; in sein Buch der tausend Sprüche; in das utopische Itinerarium „Blanquerna“, dem intarsiengleich ein Juwel mystischer Poesie eingefügt ist: „Das Buch vom Freund und vom Geliebten“. Hier verbinden sich Motive aus dem Hohenlied mit Elementen islamischer Esoterik und der Herzglut hochmittelalterlichen Gottesminne. Wer sich mit dieser Seite des großen Sohnes der Insel Mallorca wenigstens ansatzweise vertraut machen will, der wird zu der Ramon-Llull-Anthologie „Die Kunst, sich in Gott zu verlieben“ und dem Band „Der nahe Gott im Wort der spanischen Mystik“, beide von Erika Lorenz herausgegeben, dankbar greifen.

Llull, der sich seit seiner Bekehrung dem Dialog zwischen Islam und Christentum gewidmet hat, ist der Legende nach Ende 1315 oder Anfang 1316 von fanatischen Moslems durch Steinigung getötet worden. Er gehört somit zu den Märtyrern abendländisch-morgenländischen und christlich-arabischen Religionsgesprächs.

Pluralität der Welten

Ramon Llull glaubte noch daran, durch Unterredung und Argumente die Moslems von der Wahrheit des Christentums überzeugen zu können. Nach menschlichem Ermessen ist dies, wie wir nach mehr als sechshundert Jahren sagen müssen, ein aussichtsloses Unterfangen. Eher noch werden vereinzelte Christen die Botschaft Mohammeds annehmen als daß Muselmanen zum Evangelium konvertieren.

Christen wie Moslems werden sich damit abfinden müssen, daß es Gott offenbar gefällt, keine der beiden „Weltreligionen“ zur allumfassenden Menschheitsreligion werden zu lassen. Es gibt wohl providentielle Grenzen der Glaubensverbreitung und religiösen Missionierung, worüber Frithjof Schuon einen tiefeschürfenden

Essay geschrieben hat (Von der inneren Einheit der Religionen, Interlaken 1981, 91 ff.). Es scheint nicht im Sinn Gottes zu sein, daß die Bäume der Religionen in den Himmel wachsen, oder gar, daß einer von ihnen alle andern zum Verschwinden bringt. Jenseits von konfessioneller Bekehrungswut und seichtem „Ökumenismus“, der die Vielfalt und Gegensätzlichkeit der Bekenntnisse und Kulte gar nicht ernst nimmt, gilt es, sich mit dieser herausfordernden „Pluralität der Welten“ zu arrangieren.

Einige bedeutende Kirchenväter und Gestalten der christlichen Heiligengeschichte haben uns dies vorgelebt. So lebte, zum Beispiel, Johannes Damascenus am Hof des Kalifen und schrieb dort mit dessen Einverständnis die für die orthodoxe Christenheit maßgebende Verteidigung der Ikonenverehrung. Doch er bekehrte sich ebensowenig zum Islam wie der Kalif sich zum Christentum bekehrte. Desgleichen ist überliefert, daß der Sufi Ibrâhîm ibn Adham zeitweilig einen christlichen Einsiedler als seinen „Guru“ anerkannte; aber er wurde deshalb kein Christ. Franz von Assisi in Tunesien, Ludwig in Ägypten und Gregorios Palamas in der Türkei führten teilweise freundliche Gespräche mit gebildeten Moslems. Doch weder gelang es diesen, die Christen zum Islam zu bekehren, noch gelang es jenen, die Moslems von der Wahrheit des Christentums zu überzeugen.

Mit dieser Undurchdringlichkeit und Irreduzibilität der großen Offenbarungsreligionen müssen wir uns abfinden, sei's als Mystiker, sei's als Skeptiker oder auch beides zugleich. Die religiöse Vielfalt der Welt gehört zu jenen geistigen Beständen, mit denen wir zu leben, in denen wir uns einzurichten haben. Doch viel wäre gewonnen, wenn, sowohl unter Christen als auch unter Moslems, gelegentlich Menschen vom Schlag des frommen Abenteurers, Spielmanns und Dichters, des humanen Phantasten, des heiligen Weisen und Narren in Christo Ramon Llull, heiter, nüchtern und fromm, auf ihre Weise das Koran-Wort (Sure 2) bezeugten, das Goethe in seinem „West-östlichen Divan“ fortgedichtet hat:

Gottes ist der Orient!

Gottes ist der Okzident!

Nord- und südliches Gelände

Ruht im Frieden seiner Hände.